

Viel Gerede, keine Lösung

G-7-TREFFEN sda. Die wackelige Lage der Weltwirtschaft hat die Gespräche beim Treffen der Finanzminister und Notenbankchefs der sieben wichtigsten westlichen Industrienationen in Grossbritannien geprägt. Im Vorfeld hatte es massive Kritik am währungspolitischen Verhalten der japanischen Regierung und der Bank of Japan gegeben. Nachdem die japanische Währung die magische Marke von 100 Yen für einen US-Dollar durchbrochen hatte, machte das Wort «Währungskrieg» die Runde. Nach Angaben von Gesprächsteilnehmern sollte es aber zunächst keine internationalen Gegenmassnahmen geben.

US-Warnschuss gegen Japan

Unmittelbar vor dem am Freitag gestarteten Treffen hatte der neue US-Finanzminister Jacob Lew einen Warnschuss in Richtung Japan abgegeben. «Die Welt hat deutlich gemacht, dass länderspezifische Werkzeuge, die dazu da sind, Wachstum im Inland zu erzeugen, innerhalb der Grenzen liegen, die die internationale Gemeinschaft für angebracht hält. Und dass eine Politik, die darauf zielt, Wechselkurse zu beeinflussen, das nicht ist», sagte Lew dem US-Sender CNBC.

«Internationale Abwärtsspirale»

Kritiker werfen der Bank of Japan und der Regierung in Tokio vor, die Währung gezielt abzuwerten, um japanische Exporte in alle Welt zu verbilligen. Damit soll die stark auf Ausfuhren angewiesene, seit langer Zeit aber angeschlagene japanische Wirtschaft konkurrenzfähiger werden.

Lew befürchtet eine internationale Abwärtsspirale als Reaktion auf die japanische Währungspolitik. Auch der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble hatte sich indirekt kritisch geäussert. «Wir haben eine ausgewogene Politik in Europa», sagte er vor Beginn des Treffens, ohne Japan direkt zu erwähnen.

Vorbereitung des G-8-Gipfels

Die Gespräche, die auch zur Vorbereitung des G-8-Gipfels Mitte Juni in Nordirland dienen sollen, drehen sich nach Angaben von Teilnehmern vor allem um Reformen bei der Finanzmarktregulierung. Der Gastgeber, Grossbritanniens Finanzminister George Osborne, ermahnte die internationale Gemeinschaft, in den Anstrengungen bei der Stabilisierung der Wirtschaftslage nicht nachzulassen. Die Erholung dürfe nicht als gegeben angenommen werden.

Zuger Nischenplayer trumpft auf

TOURISMUS Die PDM Tourism Group aus Zug reiht Erfolg an Erfolg. Doch in der Schweiz ist das Unternehmen praktisch unbekannt. Das soll sich jetzt ändern.

DOMINIK BUHOLZER
dominik.buholzer@luzernerzeitung.ch

Von solchen Zahlen können viele Tourismusanbieter nur träumen: Umsatz gegenüber dem Vorjahr um 30 Prozent gesteigert, ein Plus bei den Reisegästen von 25 Prozent. Bei Christian A. Märki stehen sie für das Geschäftsjahr 2012. Der Mitbegründer von PDM Tourism Group ordnet das Ergebnis ein: «Wir sind ein typischer Nischenplayer und haben uns in den vergangenen Jahren ein riesiges Know-how erarbeitet, deshalb der Erfolg», sagt er.

Von Wien nach Zug

PDM, der Reiseveranstalter mit Sitz in Zug, ist auf die Organisation von Bildungs-, Musik- und Sportreisen in Europa spezialisiert. Angefangen hatte aber alles 1993 in Wien. Zusammen mit Robin Deisenhammer gründete Christian A. Märki PDM. Sechs Jahre später folgte die Expansion nach Zug – nicht aus steuerlichen Gründen, sagt der Geschäftsleiter. Christian A. Märki ist zwar in Schweden geboren und in Wien aufgewachsen. Seine Mutter stammt aber aus Kriens, und sein Grossvater hatte einen sehr starken Bezug zu Ägeri. Und dann war da noch die Lage. «Zug ist viel zentraler in Europa als Wien. Dies ist gerade im Tourismus ein ganz wesentlicher Faktor», sagt Märki. Mittlerweile ist Zug auch der offizielle Sitz von PDM. Von hier aus werden Einkauf, Buchhaltung und Marketing abgewickelt. Wien ist für die ganze Abwicklung der Reisen zuständig.

21 500 Gäste im letzten Jahr

Das Interesse an Studienreisen hat in den vergangenen 20 Jahren massiv zugenommen. Letztes Jahr begrüsst PDM 21 500 mehrheitlich jugendliche Gäste (Vorjahr: 17 500); der Umsatz belief sich auf 30 Millionen Franken (Vorjahr: 22 Millionen Franken). 70 Prozent der Jugendlichen stammen aus den USA, dem Hauptmarkt von PDM. Dies erklärt auch, weshalb der Reiseanbieter hierzulande kaum bekannt ist. Dies soll sich ändern. «Wir wollen in der Schweiz bekannter werden, insbesondere als Arbeitgeber», sagt Märki. PDM Tourism Group be-



Die PDM Tourism Group mit Sitz in Zug organisiert Reisen an Musikveranstaltungen wie die Opernfestspiele in Verona.

AP/J. Seeley



«Wir sind ein typischer Nischenplayer.»

CHRISTIAN A. MÄRKI,
PDM TOURISM GROUP

schäftigt heute 40 Festangestellte, 120 Reiseleiter und 50 temporäre Mitarbeiter. Tendenz steigend. Denn PDM will kräftig wachsen – auch am Geschäftssitz in Zug. «Wir werden in den kommenden drei Jahren Investitionen im sechsstelligen Bereich tätigen», sagt Märki.

Potential in China und Südamerika

Das Potenzial für das weitere Wachstum macht PDM vor allem in China und Südamerika aus. Während das Unternehmen in China bereits seit zwei Jahren versucht, Tritt zu fassen, befindet sich die Expansion nach Südamerika noch im Frühstadium. 2013 kommen bereits südamerikanische Sportgruppen zum World Sports Festival in Wien und Niederösterreich, einem der grössten Jugendsportanlässe in Europa, ab 2014 werden erste Bildungs- und Musikgruppen aus Argentinien und Brasilien in Europa erwartet. PDM vermag vor allem mit Freiwilligenarbeit zu punkten. Aus-

ländische Studenten, die für einen Abstecker nach Europa kommen, werden nicht nur Sehenswürdigkeiten gezeigt. Sie müssen auch zupacken, beispielsweise indem sie mithelfen, einen Bach zu säubern. Laut Märki ist dieses Modell zukunftsversprechend: «Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit wird in den kommenden Jahren zunehmen», ist er überzeugt. Ablesen lässt sich dies laut Märki bereits heute in den USA. Die meisten Schülerinnen und Schüler, die bei PDM einen Trip nach Europa buchen, tun dies, weil sie dann wegen des Freiwilligeneinsatzes bessere Chancen auf einen Studienplatz haben. Im Tourismus sei generell ein neues Bewusstsein gefragt, ist Märki überzeugt: «Es geht nicht mehr nur ums Haben, sondern in stärkerem Ausmass auch ums Sein.» Das wird auch bestätigt: Kürzlich erhielt PDM die offizielle Auszeichnung für Nachhaltigkeit und Unternehmensverantwortung im Tourismus.

Wir brauchen mehr «Hansjakobli» – männliche und weibliche



Heute ist Muttertag – eine alte Tradition zu Ehren der Mütter und zur Würdigung ihrer Rolle in der Familie. Trotz der Brüchigkeit vieler Beziehungen – ein Ritual, das gepflegt wird. Eigentlich hätte dies allein für mich kein Thema für eine Kolumne gebildet. Aber ich habe in diesen Tagen einen Satz von Margaret Thatcher gelesen, der mir zu denken gegeben hat. Sie hat 1987 in einem Interview mit einer Frauenzeitschrift gesagt: «So etwas wie eine Gesellschaft, das gibt es nicht. Es gibt nur einzelne Menschen und Familien.» Was sie damit sagen wollte, war, dass die Bürger zu viel vom Staat verlangten, anstatt eigenverantwortlich zu denken und zu handeln. Sie hat damit, so formulierte es ein Lyriker, den Leuten erklären wollen, «dass zwei plus zwei vier mache».

Sie handelte sich jedenfalls unter anderem mit diesem Satz den Ruf ein, die Wegbereiterin einer eisigen Egowelt zu sein. Diese basierte auf einer weiteren Aussage von ihr, die sie 1981 gemacht hat: «Die Ökonomie ist das Werkzeug, das Ziel ist die Veränderungen der Seelen.» Das Verhältnis zwischen Bürger und Staat und der Aspekt der Eigenverantwortung sind indessen alte und jederzeit politisch aktuelle Themen. Sie berühren nicht zuletzt die Frage von Macht –

von «oben und unten», von Machtspielen und Machterhalt. Sie handeln aber auch von Verpflichtungen. So gelten die Steuergesetze für alle: Grosse Spenderhosen ersetzen nicht die Erfüllung von Steuerpflichten. Wer sich als grosser Wohltäter feiern lässt und inszeniert und gleichzeitig den Staat über den Tisch zieht, ist ein Heuchler – mindestens.

AUSSICHTEN

So oder so: Im Zweifel ist jeder wohl lieber oben. In seinem Chanson «Dr Hansjakobli u ds Babetli» sang Mani Matter: «Vowägee grad so i däm Spiepli wie zgrächtem – Bischpiel git es viele – isch jede daderfür wird gchrampfet, gän dā wo obenabestampfet.» Das macht in diesem Lied das Babetli.

Die Aussage von Margaret Thatcher, dass es keine Gesellschaft gäbe, ist nicht zutreffend – ob man nun für einen schlanken Staat ist, für Deregulierung und für die Eindämmung des Sozialstaates oder aber nicht. Die jeweilige Haltung nämlich hat nichts damit zu tun, dass wir alle Teil des Systems Gesellschaft sind: «In der heutigen Zeit

ist die Gesellschaft Weltgesellschaft» – so lautet ein berühmter Satz von Niklas Luhmann, dem bedeutenden Soziologen. Die Haltung von Margaret Thatcher war eine gegen den ausufernden Wohlfahrtsstaat und mitgeprägt von ihrer eigenen Biografie, die sich durch Tüchtigkeit, Disziplin, Konsequenz und Unbeirrbarkeit auszeichnete – Letztere gipfelte später in ihrem viel zitierten Satz: «The lady is not for turning.»

Jeder von uns ist ein Teil der Zivilgesellschaft, und die Familie bildet eine Gesellschaft in der Zivilgesellschaft. Es ist deshalb wichtig, dass sich die Einzelnen oder eben auch die Familie als Teil der Zivilgesellschaft verstehen und sich im öffentlichen Leben engagieren. Dazu gehört über die Erfüllung der gesetzlichen Pflichten hinaus namentlich, dass wir uns im Rahmen der eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten – eigenverantwortlich im ureigentlichen Sinne – in Fragen von Politik und Gesellschaft einbringen und uns eigene Meinungen bilden und uns äussern, auch wenn es nicht allen passt. Dazu gehört weiter, dass wir die Wirtschaft als Teil der Gesellschaft verstehen. Sie steht nicht über anderen Teilen der Gesellschaft, und sie betrifft uns alle. Die Fragen von Fairness und Gerechtigkeit sind mit im Zentrum aller sozialen Normen – und sie müssen uns alle interessieren.

Für ein Funktionieren der Gesellschaft und für das Gleichgewicht ist eben wichtig, «dass – wie Hansjakobli – geng eine undenufe toppli». So nämlich hat Hansjakobli dem dominanten Babetli Widerstand entgegengesetzt und gerufen: «He he, Frou Meier machet doch nid so Krach!» Es ist nicht gut, wenn man sich quasi im System abmeldet oder vom Gedanken leiten lässt: Die machen sowieso, was sie wollen. So vergeben wir uns die Chance, teilzuhaben an Entwicklungen, und wir werden zu blossen Opfern durch Abmeldung und Passivität. Mitmachen braucht natürlich Zeit und Information, und es erfordert auch Mut, sich einzubringen, unbequeme Fragen zu stellen sowie andere Meinungen zu vertreten und zu begründen. Gradlinigkeit, Zivilcourage und Engagement – sie sind die Ingredienzen, die es braucht. Diese Prozesse sind notwendige Schritte in der Demokratie. «D Wält wär freier, we meh würd grüef: He he, Frou Meier!»

In diesem Sinne einen schönen Muttertag.

MONIKA ROTH

HINWEIS

Monika Roth (61) ist Professorin für Compliance und Finanzmarktrecht an der Hochschule Luzern – Wirtschaft und Studienleiterin am Institut für Finanzdienstleistungen Zug IFZ